

VI. Sagen und Legenden.

Der Wettlauf mit dem Teufel.

(Böhmische Lokalsage.)

Es war schon weit in der Nacht und doch war in der obern Mühle zu Eisenstadt ein seltsames Lärmen und Schreien. War in Eisenstadt Kirchweibe, oder spielte so spät noch der geizige Müller mit seiner Ehehälfte eine häusliche Scene? Das Geschrei wird immer toller, es beginnt ein Poltern und Stampfen, als prügeln sich darinnen ein Duzend Lanzknechte. Die Thüre thut sich auf, und wie ein Spielball warfen vier Müllergesellen einen Burschen bis mitten auf den Weg hinaus. Der dicke Wirth wackelt in die Thüre, er stemmt die Arme in die Seite und ruft kreischend: „Gott befohlen, allerliebster Wenzel! Wenn du wieder einmal Abends Besuche machen willst, so mache sie beim Vater und nicht bei der Tochter. In meinem Hause laß dich nicht wieder blicken, wenn du nicht meine große Mehlsruhe mit Goldgulden vollschütten kannst. Wenn du das thust, sollst du meine Marianne zur Frau haben, bis dahin lebe recht wohl, du armer Windhund!“

Mit höhnischem Gelächter schlug der Müller die Thüre zu. Wenzel wankte in der Finsterniß dahin und wußte vor Weh und Grimm nicht was beginnen. Er hätte sich gern umgebracht, aber die Cidlina ist nicht mannestief, und zum Aufhängen hatte er nicht einmal ein Halstuch. Er ging noch eine Strecke auf dem holprigen Wege, dann warf er sich in den nachtschuchten Rasen unter eine Hagedornhecke. Lange lag er in verzehrenden Gedanken, endlich brach er schluchzend in die Worte aus: „O meine Marianne,“ rief er; „ich muß dich verlieren; der Gitschiner Bräuer, der Dickwank soll dich heimführen! Ich erfrage es nicht, ich überlebe es nicht! Ich muß hinaus in die weite Welt, und wenn mich auf dem nächsten Kreuzwege der Teufel erwartete. „Ja,“ und er sprang auf, „ja ich weiß, was ich thue; die Prager Werber sind in der Nähe; ich lasse mich anwerben, geschehe was da wolle.“

Hastig eilte er seiner Heimat, dem Dorfe Sebia zu, um gleich mit frühstem Morgen sich aufzumachen und die Senfe mit der Pöcke zu vertauschen.

Es war gerade Mitternacht, als er bei der Tiefshiner Feldschenke am Kreuzwege ankam. Drinnen ging es noch lustig zu, von weitem schon hörte man das Gläsergeklirr und das Schreien und Brüllen und Lachen. Wenzel war neugierig, die späten tolln Gäste zu sehen, er trat auf ein Viertelständchen ein.

Am langen Tische saßen einige Bauern, vor sich die vollen Bierkrüge und staunten, auf die Ellenbogen gestützt, mit offenem Munde, mitunter laut auslachend ein kleines seltsames Männchen an, das am obern Tischchen saß. Diese absonderliche Figur war beinahe so dick als

hoch; in seinem Gesichte schien kein Theil zum andern zu gehören, so wunderbare Gesichter schnitt er; seine Stimme war bald eine näselnde Fistel, bald ein schnurrender Bass. Er trug einen grünen Rock und eine grüne Mütze mit der statilichen Geiersfeder.

„Wie ich Euch sage,“ fuhr er fort, als Wenzel gerade eintrat, „ich habe manche tolle Pöcke gespielt, obgleich ich erst zwei Wochen in Waldih bin. Ja, wir Jäger haben so Manches gelernt, was kein Magister in seinen Büchern findet.“

Einige Bauern lachten, andere schüttelten die Köpfe; der Schmied, der in der ganzen Gegend berühmt war, daß er das wildeste Pferd bannte, lächelte verschmüht und wohlverfahren, und winkte beifällig mit dem Kopfe.

„Hört nur weiter,“ fuhr der Waldih'er Jäger fort, „Ihr kennt Horaks triefsäugige Lida? Die denkt, sie versteht das Rauschen, und kann aus dem Kaffeefäße wahr-sagen; ja sie glaubt, sie kann Geister sehen und Schätze heben. Was thue ich der? Ich sehe in drei Nächten einen Molch in den Sumpf unter der Gemeindegut. Die alte Lida glaubt, sie sieht einen Schah brennen, sie rennt hinaus, und wirft ihre neue Sonntagschürz darüber. Am nächsten Morgen ist sie schon um vier Uhr dort und hebt die Schürze auf. Ich mache ihr ein Blendwerk vor, sie sieht einen hellen Haufen Goldes, rafft in die seidene Schürze, was sie rafften kann, und schleppt es mühselig nach Hause. Verstohlen setzt sie sich hinter den Ofen und will ihr liebes Geld zählen, sie macht die Schürze auf, und findet — rathet mal, was? — schwarzen stinkenden Sumpfschlamm und in der Mitte krabbelts und regt sich's und heraus kriecht der gräuliche Molch! Die Alte schrie, als säße ihr der Böse auf dem Nacken. Wie mögen die andern Heyen auf den Knoskol in der nächsten Walpurgisnacht sie ausgelacht haben!“

Die Bauern lachten, daß die Wände dröhnten, selbst der Wirth, der an der Thüre eingeknickt war, fuhr auf und lachte mit. Wenzel hatte aufmerksam zugehört, jecht wandte er sich an den Jäger und fragte ihn: „Könnt Ihr den Leuten nur durch ein Blendwerk Geld vorpiegeln, o dann wißt Ihr auch die Kunst, solches wirklich zu machen!“

„Mein Sohn“ sagte der kugelrunde Jäger und blies sich im Gefühle seiner Wichtigkeit noch mehr auf; „mir ist Vieles gegeben, aber das kann man nur durch einen Pakt mit dem Satan. Ich habe meine Kunst bei einem alten erfahrenen Waidmann gelernt, und was in mein Fach schlägt, verstehe ich und etwas mehr noch obendrein; ich brauche den Teufel nicht, denn ich bin mir selbst Mannes genug, und wenn ich auch kein Geld machen kann, so nehme ich es doch in allen andern Künsten mit dem Schwarzen selber auf.“

Im Winkel erhob sich eine lange, hagere Ge-

stalt, die bisher stumm gefessen war, und den Kopf hatte auf die Brust hängen lassen. Etwas Ungeheuerliches konnte man nicht sehen. Die langen Arme schlenkerten am Leibe, wie zwei Bindfäden und die unermesslichen Spindelbeine drohten sich in ein Knaut zu verwickeln. Der Mann trug ein graues enges Wamms mit ganz knappen Ärmeln, enge graue Hosen und eine sehr graue Mütze. Seine Nase war wie der Fiegenrücken und sein Mund wie der Elsbegrund; seine tiefen Augen rollten und funkelten grünlich wie Uhu-Augen.

Der Graue stand, und grinste, von einem Ohre bis zum andern lächelnd. „Was gloht ihr mich so an, ihr Bauer?“ sagte er stotternd. „Ich bin zwar nicht der Teufel, aber ein alter Reiter, und wir Eisenfresser hausen wie der Leidige; die Meißner wissen davon zu erzählen. Im Feld lernt man wohl manch schönes Stücklein — das Festmachen ist noch das Geringste, das ich mit dem schmucken Jäger zu bestehen hoffe. Manchen Junker habe ich in Prag für uns gewonnen.“

Die beiden Künstler maßen sich mit den Augen, als wollte jeder des Gegners Kräfte prüfen.

Man konnte keine lächerlicheren Figuren neben einander stellen — ein Kürbis neben einer Hopfenstange.

„Wies doch einmal ein Glas zur Thüre hinaus,“ sagte der Grüne, murmelte leise etwas und drückte beide Daumen in die Faust. Der Graue ergriff ein Glas und warf es; an der Wand zerschellte es, wohl zwei Schritte von der Thüre; er nahm ein Zweites, es flog klirrend an die Thürpfoste; ein Drittes mitten zur Thüre hinaus. „Das habe ich noch nicht erlebt,“ sagte der Grüne erboßt.

„Nun komm einmal her zu mir,“ sagte der Graue, und legte beide kleine Finger kreuzweise übereinander. Der Grüne wollte vorschreiten, aber er war wie an den Boden genagelt; er riß und drückte, und verzerrte grünlich das Gesicht, umsonst; er konnte nicht von der Stelle; er war wie mit allen Gliedern angebunden. Der Graue zog die Finger von einander, und alsbald sprang der Grüne auf, ballte die Fäuste, hüpfte wie unsanft im Zimmer umher, und fluchte bald quäkend und bald brummend bei allen Waldgeistern dem Reiter.

Als sein possirlicher Eifer sich etwas gelegt, ergriff er eines von den Eiern, deren mehrere mit Salz und Butter auf einem Teller lagen; er zog ein Baummesser aus der Tasche und schnitt es mitten durch, und siehe in der Mitte steckte ein glühender Goldgulden.

„Oho,“ sagte der Lange, „du bist etwas knauserig,“ und hiermit nahm er einen vollen Krug, schleuderte das Bier gegen die Decke hinaus und statt der Biertropfen raffelte ein ganzer Regen blanker glänzender Goldgulden herunter. Die Bauern fielen darüber her und scharten das Gold in die Taschen, wie mit Rechen; eine solche Ernte hatten sie noch nie gehabt.

Der Kugelruade zitterte vor Grimm. Er zog den

Hirschfänger, und hieb dem Langen auf Einen Streich den Kopf ab, doch den kümmerte das so wenig, als lihelte ihn eine Fliege; er zog unter der Bank seinen Ranzen hervor, schnürte ihn auf, und nahm einen andern Kopf heraus, den er so ruhig und bequem aufsetzte, als hätte er nur seine Nachtmütze gewechselt. Die Bauern fielen fast von den Bänken vor Schrecken. Aber jetzt griff er über den Tisch bis mitten ins Zimmer, sein Arm dehnte sich aus wie ein Regenwurm, packte den Jäger bei den Beinen, und zog sich wieder zusammen. Er nahm die ungeschlachte Fleischkugel unter den Arm, und drückte sie mit dem Ellenbogen, daß der bedrängte braunrothe Jäger ein langes, tiefes, unaufhörliches Gestöhn ausstieß. Nun spielte der Graue mit den Fingern der Rechten auf der Nase des Bedrängten und neben dem tiefen unausgesetzten Vasse ließ dieser seine quäkende hohe Fistel durch die Nase ertönen. Es war ein vollständiger Dudelsack, und der Reiter wußte ihn so meisterlich zu behandeln, daß unaufhörlich Trinklieder, Stücke aus frommen Gefängen und seltsame, unerhörte wilde Weisen durcheinander wirbelten. Es war ein Gemälde toll und wüß, wie ein Fiebertraum: Der lange Graue, der mit grinsendem Wohlgefallen sein sonderbarliches Instrument behandelte; der dicke Waidmann, der, firschbraun im Gesichte, und mit den kurzen Armen und Beinen in der Luft zappelnd, in wunderbaren Doppelklängen sang, trotz des besten Dudelsackes; und die Bauern, die sich die Bäuche hielten, und über diesen Schwank vor Lachen fast erstickten.

Endlich schien der Reiter sein musikalisches Gelüste gebüßt zu haben. Er nahm den Jäger wie ein altes Fiegenfell und warf ihn durch die ganze Schenkstube auf den Herd, wo noch ein kleines Kienfeuer zur Beleuchtung des Rammes flackerte. Es lohte hoch auf, als würde ein Klumpen Butter hineingeworfen, prasselte und zischte, ein schwarzer dicker Qualm erhob sich und plötzlich flatterte eine große Fledermaus aus den Kohlen auf, wie toll und blind im Zimmer einigemal herum, und endlich durch den Rauchfang hinaus.

Alle Bauern waren vor Entsetzen hinausgelaufen, nur Wenzel saß noch am Tische.

„Wenzel Warow“ sagte der Graue zu ihm; „du fürchtest dich nicht vor mir? Das gefällt mir? Durst, du hast Muth, du wärest mein Mann.“

„Ihr seid wohl ein Werber, lieber Herr? Denn, die sollen sich auf geheime seltsame Künste verstehen; und dann habt Ihr selbst so ein Wörtchen fallen lassen. Doch wie wißt Ihr meinen Namen? Ich kenne Euch nicht.“

„Sollst mich schon kennen lernen. Ja, ich bin ein Werber, und werbe für das subterränische Reich, für das Land der Tenebrarum, und unser Standquartier heißt Infernum. Es ist zwar etwas dunkel aber gut geheizt. Du findest die lustigste Gesellschaft, und jeder Soldner wird von einem eigenen Diener besorgt. Es ist ein wahres Schlaraffenleben, nichts zu thun, als sich unterhalten

zu lassen, mitten unter Gesellen, von denen du, dir nichts träumen läßt, und das Handgeld ist auch nicht übel!"

"Ach, lieber Herr, mir hilft kein Handgeld; ich brauchte zu meinem Glücke unermesslich viel Gold."

"Mein Sohn, ich weiß Alles, du gefällst mir und ich bin zu gutherzig, um dich leiden sehen zu können. Du brauchst eine Mehltruhe voll Dukaten; — du sollst sie haben, um sie mir ganz nach deiner Bequemlichkeit wieder zu ersehen; wenn du mir versprichst — ich habe ich so lieb! — nach fünf Jahren dich nicht mehr von mir zu trennen, mir auf ewig anzugehören!"

"O mein Wohlthäter, mein Vater!" Kann ich mir es denn besser wünschen, als immer in deiner Nähe zu seyn? Aber wie willst du das Geld sobald herbeischaffen? Und bald muß ich es haben, denn meine Marianne soll in Kurzem den dicken Gitschiner Bräuer heirathen und dann wäre ich verloren!"

"Sei ruhig, das ist meine Sorge; indeß gib mir deine Hand; mit Handschlag und Wort verpfände dich mir, dann gehe nach Hause. Auf deinem Schüttboden findest du einen großen Haufen Gold."

Er reichte ihm die lange, haarige, hagere Hand, Wenzel schlug ein, wie ein Blitzstrahl lief es ihm heiß durch den ganzen Leib. „Lebe wohl," sagte der Graue im Hinausgehen, „lebe wohl" und vergiß mich nicht! Ich mache jetzt eine Reise; in fünf Jahren sehen wir uns wieder!

Am andern Morgen fuhr ein Leiterwagen mit Säcken, vier Pferde davor gespannt, vor die obere Mühle in Eisenstadt. Der Müller trat vor die Thüre. „Ei, ei, Wenzel," sagte er, „seit wann willst du denn bei mir malen lassen? Und bist du nicht bei Froste, daß du vor sechs Kornsäcke vier Pferde spannst? Du kommst umsonst, liebes Wenzelchen! Marianne ist nicht zu Hause, sie ist auf dem Flachsfelde, ich will ihr deinen Gruß schon selbst bestellen."

"Diesmal komme ich mit Euch zu reden. Ihr habt mir Eure Marianne zum Weibe versprochen, wenn ich Eure große Mehltruhe voll Goldstücke schütten kann. Gut! hier sind sechs Säcke voll Goldstücke; es werden, glaub' ich, genug seyn, sonst müßte ich noch nach Sebin fahren und mehr holen."

"Goldstücke — sechs Säcke voll!" stammelte der Müller, und riß vor Erstaunen Maul und Augen auf. Die stärksten vier Mühlknechte schleppten mit Mühe Sack für Sack in die Mühle und leerten sie in die Mehltruhe; sie wurde nicht nur voll, sondern es machte sich noch ein hübscher Haufen darauf.

"Marianne," rief der Müller außer sich, „Marianne, wo steckst du? Komm doch herunter, Marianne!"

Sie kam. Der Müller warf sie in Wenzels Arme, dann trat er zur Mehltruhe und wühlte gierig mit allen zehn Fingern im blanken Golde. „Der Bräuer muß zu-

rücktreten, sonst soll ihn ja ... O mein süßes Wenzelchen; was geschieht nun mit dem vielen Gelde, willst du es mühselig wieder nach Sebin hinüber schleppen?"

"Das ist meiner Marianne Maltschak; es bleibt indessen in Eurer Verwahrung, ich habe ja noch genug für uns beide."

"O du Goldwenzel!" rief der Müller und zerschmolz in Seligkeit.

Acht Tage darauf war die Hochzeit des Junggesellen Wenzel Jarow mit der ehrfamen Jungfrau Marianne Maucha; ganz Sebin und Eisenstadt war eingeladen, es ging gar hoch und herrlich; noch die Enkel erzählen davon.

Das junge Paar zog nach Sebin. Wenzel erbaute auf seines Vaters Grunde, statt der gebrechlichen Kalupe einen herrlichen Meierhof; seine Wirthschaft gedieh; er kaufte nach und nach alles Land bis unter die Mauern von Gitschin, und bis an die Markungen der Karthause. Seine Frau beschenkte ihn mit zwei Paaren schöner Kinder, und so waren ihm fünf Jahre in Glück und Freude vergangen, wie ein einziger Sommer!

Es war gerade der Jahrestag jenes Abenteurers in der Schenke, Frau und Kinder waren schon zu Bette, nur Wenzel saß noch und studierte im Kalender. Da klopf es draußer. — „Herein!" — und hereintritt die lange klapperige Gestalt des Grauen.

"O mein Freund und Wohlthäter!" ruft Wenzel, und eilt ihm entgegen. — „Bist du bereit mit mir zu gehen?" sagte der Graue mit düsterm Gesichte. — „Mit dir?" „Ja, und zwar sogleich, wie du mir mit Wort und Handschlag versprochen." — „Ich sollte Weib und Kinder verlassen, Haus und Hof? Nein, du kannst bei mir bleiben, so lange du willst, aber mit dir gehe ich nicht!" — „Du mußt." — „Wie willst du mich zwingen? Hast du etwas Schriftliches von mir?" — „Ja Bürschchen, du suchst Ausflüchte? Warum verließ ich mich auf dein Wort! Aber du sollst mir nicht entlaufen." — „Du Hinkebeiß; das wäre wohl nicht schwer und wenn du der Teufel wärst." — „Ich bin der Teufel, und ich will dir noch einen Vorschlag machen, weil du mich das erste Mal betrogen hast. Ich lasse dir all mein Geld, du magst bei deiner Familie leben, aber du verschreibst mir deine Seele nach dem Tode, wenn ich bei einem Wettlaufe dich einhole. Du läufst vom Kreuze am Sobierafer Wege, ich von Hohenelbe bis zum Sebiner Allerheiligsten-Kirchlein. Hast du Lust? Willst du nicht, so kann ich dich zwar nicht zwingen, mit mir zu gehen, aber ich nehme mein Gold zurück, und du gehst betteln, und verhungerst mit Weib und Kind!" — Wenzel sah die lange ausgemergelte Gestalt, den Klumpfuß des Teufels an, und gedachte, den Kampf wohl zu bestehen. Er schlug ein, und unterschrieb nach der gewöhnlichen Weise den Kontrakt mit seinem Blute.

Die Beiden gingen nun in aller Stille zum Dorfe

hinaus auf dem Sobieraser Wege bis zum Kreuze. — „Bleibe hier stehen,“ sagte der Teufel, „ich gehe indessen nach Hohenebe, und wenn ich das Zeichen mit einem Blitze gebe, kannst du anfangen zu laufen.“ Der Teufel ging weg. Nach kaum einer Viertelstunde sah Wenzel weit, weit hinter der Kumburg einen ungeheuren Kopf hervorragen, wie einen fernem Berg, und zwei Augen darin rollen, wie zwei glühende Sterne; es wurde ihm Angst, die Beine fingen an ihm zu zittern. Ein breiter blauer Blitz fuhr über den Nachthimmel. Wenzel machte sich auf im eiligsten Laufe; er rannte mehr als fünf Minuten so schnell er konnte; der Athem fing an ihm kurz zu werden. Er wandte den Kopf im Laufe; das ungeheure Teufelshaupt kam immer näher und näher; es wuchs wie aus der Erde heraus, aus den Augen sprühten Blitze, aus der Nase quollen Wolken. Schon ragten die Schulktern hervor, schon die Brust. Wenzel keuchte und rannte wie ein gehetztes Reh. Jetzt ist der Teufel bis zum Leibe zu sehen; er steht hinter der Kumburg, mit einem Sprunge setzt er über Berg, Fels und Burg; wie seine Gestalt im Sprunge sich dehnte, ragte sein Kopf bis an den Himmel. Wenzel flog mehr, als er lief; seine Brust fand keinen Athem mehr, auf seiner Stirne stand der kalte Schweiß. Nur noch hundert Schritte hatte er zur Kirche, aber der Teufel war ihm schon auf eine halbe Stunde Weges nahe; er lachte, und sein Lachen erschallt wie ein Donnerschlag. Doch jetzt fängt er an zu hinken, er wankt, er kann den rechten Fuß kaum niedersetzen, er kommt nicht von der Stelle. Er muß Halt machen, bückt sich, und zieht den rechten Schuh aus, in welchem ein Steinchen ihn drückt und peinigt, daß er keinen Schritt machen kann. Er schüttelt das Steinchen heraus, und zieht den Schuh wieder an. Wenzel war indessen wie auf Windesflügeln gerannt, er hatte kaum zehn Schritte noch zur Kapelle, doch jetzt fängt der Teufel wieder an zu laufen. Mit jedem Schritte springt er über zehn Joch Feldes, sein Haupt ist in den Wolken, vor seinem schnaubenden Athem beugen sich die Bäume, wie vor einem Sturmwinde. Schon ist er dicht an Wenzel, schon beugt er sich nieder, um mit seiner Riesensfaust ihn zu ergreifen. Doch Wenzel hatte die Thüre des Kirchleins erreicht, er sinkt athemlos, erschöpft, halb bewußtlos nieder, und packt krampfhaft den messingenen Ring des Thorflügels. Der Teufel sieht seine Beute sich entgangen; er stampft mit dem Fuße, er schnaubt Flammen und verschwindet mit betäubendem Geheule. Noch lange sauste die Windsbraut und schwarze Wolken jagten über den Himmel.

Als am nächsten Morgen die Sebener Bauern auf ihre Felder zogen, sahen sie staunend ein Wunder, das sich über Nacht begeben: auf dem Hügel im Richterfelde erhob sich ein großer steiler Fels, den am vorigen Abend noch Niemand gesehen hatte. War er aus dem Mond gefallen, war er über Nacht aus der Erde gewachsen?

Von vielen Meilen weit strömte das Volk herbei, um dieses seltsame Ereigniß anzusehen. Magister und Gelehrte zogen daher und prüften das Wunder; aber Niemand konnte es erklären. Der Einzige, der das vermochte, hütete sich wohl, Jemanden etwas davon zu sagen. Dieser Einzige war Wenzel Warow; er erkannte recht gut das Steinlein, das sich der Teufel bei dem Wettlaufe um seine Seele aus dem Schuhe geschüttelt.

Wenzel lebte noch lange Jahre in Glück, Freude und Frieden. Sein Gold vermehrte sich, wie seine Familie, unzähligen Armen und Gebrechlichen that er Gutes, und auf dem Felsen aus des Teufels Schuh ließ er eine Kapelle zum Andenken an seine wunderbare Rettung bauen, die der Wanderer noch heutigen Tages sehen kann. Wenzel starb hochbetagt, beweint und gesegnet von allen Armen. Erst nach seinem Tode wurde durch seine Kinder das Begebniß bekannt, das ich so eben erzählte, und das man in jener Gegend von jedem Hirten und in jeder Spinnstube hören kann.

Das Kind mit dem Thränenkrüge.

(Schwäbische Sage.)

In einem Dorfe lebte eine arme Tagelöhnerwitwe mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen von fünf Jahren, das sie gar sehr liebte. Ihr Erstes war, wenn sie Morgens aufstand, dem lieben Gott für die Gesundheit des Kindes zu danken; sie ließ es auch nicht dabei, sie nahm es mit ins Feld, und die Arbeit ging ihr noch einmal so rasch von der Hand, wenn die kleine Maria in ihrer Nähe sich Blumen pflückte oder Steinchen sammelte, oder Sand zusammenhäufte, was sie dann ihr Häuschen nannte, was aber wie ein kleines Grab aussah. Das lehtere Spiel war der Mutter gar nicht lieb, es beunruhigte sie. „Komm, liebe Marie,“ rief sie, „läte hier das Unkraut aus dem Salatlande, so bist du meine fleißige liebe Tochter und wirst noch im Alter, wenn ich nicht mehr um Geld arbeiten kann, meine Stütze werden.“ — „Ach ja liebe Mutter,“ rief dann die Kleine, „ich will recht fleißig seyn, und wenn ich groß bin wie du, will ich Alles allein thun, du kannst alsdann spazieren gehen oder am Fenster sitzen und in unser kleines Gärtchen gehen, und mit den Blumen spielen, die ich dir nach Hause bringe; gerade so wie du jetzt mich pflegst, liebe Mutter, so will ich dich pflegen, das will ja der gute Vater im Himmel, der so gut ist, ach! so gut wie du!“ — „Noch besser mein liebes Kind, viel besser. Er schenkt uns Gesundheit, das höchste Gut aller Menschen, er segnet die Sturen; stehst du alle die schönen Blümchen, die dir so viele Freude machen.“ — „Aber auch Unkraut, liebe Mutter; warum denn, ich muß es ja aus der Erde ziehen und wegwerfen?“ — „Ja, mein Töchterchen, das ist auch dazu gemacht, daß wir es ausreißen sollen, damit die guten Pflanzen Luft bekom-

men und wachsen können, und weggeworfen wird nicht Alles, denke nur an deine kleine Ziege, wie gierig sie darnach ist, und mit welchem Vergnügen sie es frisst, und dann ist es ja auch schon, daß man das Unkraut vom Guten unterscheiden lernt. Hast du noch nicht gesehen, daß ich manches schöne Kräutlein aufbewahrte von dem, was man Unkraut nennt, und habe ich nicht noch kürzlich öschen damit kurirt, da es so heftig krank lag? — „Ach ja liebe Mutter,“ sprach das Kind, „mein Röschen ist wie derigefund geworden, aber mir brennt der Kopf und ich bin durstig.“ Die Mutter sah ihr liebes Kind an und sprach: „Du wirst doch nicht die abscheuliche Krankheit bekommen, die Pock en?“ Das Kind legte sein Köpfschen auf die kühle Erde, aber die Mutter nahm es auf den Arm und da es gerade Abend war, legte sie ihren Spaten über die Schulter und trug das Kind zum nächsten Flecken, wo sie einen Arzt kannte, bei welchem sie früher gedient hatte. „Was führt dich zu mir?“ sprach der Arzt freundlich zu der armen Frau und er freute sich sie zu sehen, denn sie hatte sich ehrbar und treu in seinem Hause aufgeführt. „Ach!“ sprach die Frau, „Here Doktor! seht hier meine Marie;“ sie nahm die Schürze von dem schlafenden Kinde, mit der sie es gegen die Abendluft geschützt hatte; „sie klagt über Kopfschmerz und ich fürchte, sie möchte krank seyn; da habe ich Sie bitten wollen, mir eine Arznei für mein Kind zu geben, ich will Ihnen auf ewig dafür dankbar seyn.“ — „Meine liebe Frau,“ sprach der Arzt, und betrachtete das Kind aufmerksam, „Euer Töchterlein ist schwer krank; das ist kein natürlicher Schlaf.“ Er führte die Frau zu einem großen Lehnsessel, denn sie wollte eben umsinken; er nahm ihr das Kind aus dem Arm, legte es auf sein Kanapee, und rieb ihm die kleinen Gliederchen, die schlaf und kalt niederhingen. „Mein Kind,“ rief die Mutter, „meine Marie, meine einzige Freude, mein einziger Trost! bleibe bei mir, mein Herz! O allgnädigster Gott, wie soll ich diesen Jammer tragen; warum willst du mich so grenzenlos unglücklich machen!“ So rief sie und weinte so laut und rang so verzweiflungsvoll die Hände, daß sie nicht sah, wie ihr der Doktor winkte; er nahm sie bei der Hand und führte sie beruhigend zum Sopha; das Kind schlug die Augen auf, sprach: „Liebe Mutter, weine nicht so um mich, ich gehe zum guten Vater im Himmel!“ Die Augen fielen nun wieder zu und der Doktor sprach: „Nun ist es geschehen! Gott tröste Euch, arme Frau, und starke Euch in Eurem Jammer! In meiner Nacht stand es nicht, Euer Kind zu retten; der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Die Frau konnte aber nicht sprechen; sie warf sich auf die Erde nieder, weinte und amn erte. Sie wurde bewußtlos nach Hause geschafft; der mitleidige Arzt sorgte dafür. Daheim verließ sie die Betäubung, aber nicht so ihr Schmerz. Das Kind wur-

de begraben, die Mutter ging nicht von seinem Sarge begleitete es auf den Kirchhof und wollte nicht wieder nach Hause zurück. Mitleidige Leute führten sie heim, sie litt es still; aber des Nachts, als Alles schlief, ging sie auf den Kirchhof, setzte sich neben das Grab, pflanzte Rosen darauf und Vergißmeinnicht und alle Blümchen, die ihre Marie sonst liebte und weinte so, daß die Thränen den Boden benetzten. Diese traurige und erschöpfende Lebensweise führte sie während eines ganzen langen Jahres: alle Nächte brachte sie klagend und schreiend auf dem Grabe ihres verlorenen Kindes zu. Die Nachbarnleute ermahnten und trösteten sie. „Liebe Nachbarin!“ sprach eine derselben zu ihr, „wenn Ihr es so fortreibt, kommt Ihr noch an den Bettelstab. Euer Stübchen und Gärtchen steht so kahl und unordentlich aus, und Ihr wart doch sonst das Beispiel einer braven Hausfrau. Gebt Euch nicht so eurem Schmerz hin! Ihr habt jetzt lange genug um Euer Kind getrauert; kommt zu mir heute und helft mir mein Feld bestellen; es ist Frühjahr und Alles fängt schon an grün zu werden. Die Arbeit wird Euch wieder aufhelfen, daß Ihr nicht so Eurem Gramme nachhängt. Ihr seid doch sonst gottesfürchtig gewesen; haltet doch fest am Glauben. Gottes Güte ist unerforschlich, und wer weiß, welchen Unglücksfällen der Allmächtige Euer Kind durch den Tod entzogen hat. Denkt doch an das Sprüchlein:

„Heute ist das Kindlein roth
Morgen ist das Kindlein todt.
Möcht' es hier auf Erden sein?
Nein, es ist ein Engellein.“

„Ach, Ihr habt Recht, gute Frau,“ sprach die Witwe, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Ihr seid so freundlich! ich werde Euch helfen in Eurem Garten, meine Kräfte lassen aber nach und ich werde kaum das Essen verdienen. Ach, mein armes Kind! war es nicht auch Frühjahr, als du starbst? bald ist es ein Jahr! die Zeit vergeht, aber mein Kummer nicht.“ — Sie arbeitete den ganzen Tag, und als es Nacht wurde und der silberne Mond am Himmel stand, eilte sie wieder zu dem Grabe ihres Kindes, das sie heute nach anstrengender Arbeit vor Mattigkeit kaum erreichen konnte. „Himmelscher Vater!“ rief sie, „Herr im Himmel, bei dem mein Kind ist, laß mich sterben! Trösten kann ich mich nicht und mein Herz kann nimmer einsehen, daß du es wohl gemacht, indem du mein Alles mir nahmst. Gott, verzeihe mir die Sünde!“ Und so fiel sie erschöpft und bis zum Tode ermattet auf des Kindes Grab in die Blumen, die sie ihm gepflanzt, und die herrlich blühten und dufteten. Sie mochte wohl lange so gelegen haben, da kam es ihr vor, als ob sich die Blümlein um sie her vermehrten und verschönerten. Sie streckte neugierig die Köpfschen in die Höhe; der Rasen, auf dem sie ruhte, dehnte sich aus zu einer unüber-

sehbaren wundergrünen Wiese. So weit ihr Auge reichte, war dieselbe mit Blumen von seltenster Schönheit geschmückt. „Ach, welch herrlicher Garten ist dies! das hab' ich nie gesehen,“ und sie bückte sich nieder, um die Blumen näher zu betrachten. Da säuselte ein Lüftchen im Grase und sie hörte deutlich die Worte leise und lieblich: „Das ist auch Gottes Garten, darum blühen wir so herrlich zu seinem Preise!“ Wie Musik tönte es nun fort, Stimmen an Stimmen vernahm sie; fast bebend schwebten die süßesten Töne zu ihr empor und hernieder. „Gott,“ dachte sie, „bin ich todt, bin ich im Paradiese?“ Ihre Augen suchten den Himmel und als sie die Wiese entlang den Horizont betrachtete, kam es ihr vor, als ob ein weites goldenes Thor, wodurch tausend Sonnenstrahlen, sich öffneten. Die Strahlen senkten sich auf die Wiese, worauf sie stand und bildeten eine große glänzende weiße Straße fast bis zu ihren Füßen. „Darf ich diesen Weg wandeln?“ dachte sie eben, als aus der Mitte der Himmelspforte ein langer, langer Zug sich in Bewegung setzte. Noch konnte sie die Gestalten nicht erkennen, vor goldenem Glanze, der sie umgab, aber immer näher kamen sie, und sieben und sieben Kinder in weißen duftigen Kleidern, mit Lilienzweigen und Friedenspalmen in den Händen, zogen langsam, Hand in Hand die breite Straße entlang in unabsehbarer Menge und verschwanden in den dicht und immer sich mehrenden Blumen. „Sind das Engel?“ sprach sie und fiel auf ihre Knie nieder. „O Herr, laß mich hier bleiben, vielleicht sehe ich mein Kind, meine Marie; höre mein Flehen!“ Und siehe! Der Zug war beinahe zu Ende, da bemerkte sie noch weit zurück ein Kind mit einem großen Kruge, den es in seinen zarten Händchen kaum halten konnte; das weiße Kleidchen schien naß, und der Krug hinderte das Kind im Gehen, so daß beinahe alle Engelchen verschwunden waren in dem hohen Grase; da blickte das Kind auf: es war die kleine Marie. „Marie!“ schrie die Mutter und wollte die silberne Bahn betreten, auf der die Engel dahinschwebten. „Mutter!“ sprach das Kind, und winkte ihr freundlich, zurück zu bleiben, „höre auf zu weinen! Siehst du, schwer trag' ich in dem Kruge deine Thränen, sie sind so schwer! Weine nicht mehr um mich; du siehst, ich bin im Himmel bei den betenden Engeln; ich werde für dich beten, daß dich der Allgütige tröstet.“ Aber die Mutter war schon getröstet; das Glück, ihr Kind wieder gesehen zu haben, stärkte sie wunderbar und sie gelobte sich, noch immer auf den Knien liegend und ihr Kind beschauend, nun still und heiter ihre kurze Lebensbahn zu vollenden; sie wußte nicht, ob sie wache oder träume, aber als sie brünstig Gott um Verzeihung bat, wegen ihres ungestimmten Jammers, da verwandelte sich der Thränenkrug in des Kindes Armen in einen Palmenzweig, den es wie segnend über das Haupt der Mutter hielt. Flügelchen wie Schnee gleiteten aus den Schultern hervor, und das Kind verschwand vor den Augen

der Mutter. Als die arme Witwe ihr Kind nicht mehr sah, erhob sie sich langsam von ihrem Lager, vor ihren Augen stand noch die goldne Pforte; es war die liebe Sonne, die sich über die Berge erhob. Sie sah sich um und saß auf dem Grabe ihrer Marie. „Hab' ich geträumt? Nein!“ fuhr sie fort, „der Herr hat sich meiner erbarmt und mit mir durch diesen Traum geredet. Ich will halten, was ich im Traum versprochen: will beten und arbeiten. Der Herr wird mein nicht vergessen!“ Und sie hielt Wort, sie bestellte ihr Gärtchen, fütterte ihre Ziege, die sie nun wieder mit Freuden betrachtete, denn es war das Lieblings-Thierchen ihrer Marie! Sie bat ihre Nachbarsleute um Verzeihung, daß sie ihre Wohlthaten das ganze Jahr über so kalt und undankbar aufgenommen: denn da sie nichts verdiente, so schickten ihr gute Leute immer zu essen, was sie aber in ihrer Traurigkeit gar nicht beachtete und fast meinte es müsse so seyn. Sie ging zu der Frau, die ihr gestern so viel Trost zusprach, dankte ihr herzlich dafür und war fast frohlich. „Ihr seyd ja wie verwandelt! So gefällt Ihr mir. Ist euch etwas Gutes begegnet?“ Da erzählte die Witwe ihren Traum der theilnehmenden Nachbarin, und diese sagte:

„Möcht' das Kind auf Erden seyn?
Nein, es ist ein Engelen.“

Der Bottichstein.

(Mährische Sage.)

In Klentisch in Mähren lebte in stiller Zurückgezogenheit eine junge Witwe mit ihrem dreijährigen Söhnlein. Marthe, so war ihr Name, genoß die Achtung Aller, die sie kannten, denn sie war ein Muster der Häuslichkeit und Frömmigkeit, und ihr ganzes Streben zielte nur dahin, ihr Söhnlein in Liebe und Gottesfurcht zu erziehen. Nur selten verließ sie ihre kleine, ärmliche Wohnung, welche Zeuge ihres einstigen Glückes gewesen ist, doch versäumte sie es in keinem Jahre am Ostersonntage nach dem Städtchen Niklasburg oder Nikolsburg hinüber zu wandern, um dort dem Gottesdienst beizuwohnen.

So eben war wieder der Ostersonntag angebrochen, und Marthe verließ, ihr Söhnlein auf dem Arme und den Rosenkranz in der Hand, das Häuschen wieder, um ihrer alten Gewohnheit nachzukommen.

Es waren ein schöner heiterer Tag, der Himmel prangte in seinem vollsten Blau und die Felder und Wiesen herum lachten in ihrer jungen Hoffnungsfarbe. Schon hatten sie den hochgelegenen Friedhof des Dörfchens hinter sich, als das harmonische Geläute der Osterglocken von dem vorher erwähnten Städtchen herüber tönte. Marthe verdoppelte ihre Schritte und bald hatte sie jenen Felsblock erreicht, der jetzt der Bottichstein genannt wird, und dessen fabelhafte Gestalt von der Anhöhe, über welche sie

der Pfad führte, in die fruchtbare Ebene hinunter blickt. Wer schildert aber Marthens Erstaunen, als sie, zu dem Felsblock gelangend, diesen von oben bis unten gespaltten fand. Schon früher hatte Marthe gehört, daß dieser Fels die sonderbare Eigenschaft besäße, daß er jedesmal, so oft die Osterglocken zu Nikolsburg zum Hochamte erschallten, sich öffnen und demjenigen, der sich zu jener Zeit ihm näherte, so lange die Glocken tönten, seine Schätze darbieten, mit dem letzten Glockenschalle aber sich wieder schließen sollte; jedoch hatte sie dieser Sage geringen Glauben geschenkt. Um so mehr mußte es sie daher wundern, den Fels jetzt wirklich geöffnet zu sehen.

Von einer unwiderstehlichen Neugierde gestachelt näherte sie sich mit dem Kinde der Felsenspalte und blickte in das Innere der Höhle. War sie aber früher schon erstaunt, so stieg jetzt ihr Staunen fast über alle Grenzen, denn in der Höhle erblickte sie einen Vortich von ungeheurem Umfange, voll blinkender Gold- und Silbermünzen. Marthe stand eine gute Weile und wußte nicht, ob sie träume oder ob es Wirklichkeit sey, was sie vor sich erblickte. Da aber die Gegenstände, welche sie für Trugbilder hielt, nicht verschwanden, faßte sie endlich ein Herz und trat in die Höhle.

Eine geheimnißvolle Dämmerung und tiefe Stille herrschte in derselben, nur die Osterglocken summten von außen herein wie ferne Engelchöre. Da dachte Marthe in ihrem Sinne: „Wie, wenn dieses ein Wink des Himmels wäre; wenn er sich meiner Noth erbarmt und den Fels geöffnet hätte, um mir zu helfen? Ein kleiner Theil jenes unermeßlichen Schazes, den hier mein Auge überblickt, würde mich und mein Kind aller Armuth für immer entheben. Was zögere ich noch lange? Ich will es wagen, sprach sie hierauf entschlossen, setzte das Kind bei dem Vortich auf den Boden nieder und füllte rasch ihre Schürze mit Gold- und Silbermünzen.

Bald hatte sie diese vollgefüllt, eilte aus der Höhle und schüttete unfern des Steinblocks ihren Schatz auf die Erde. Noch einmal kehrte sie voll freudiger Hast in die Höhle zurück, die Schürze zu füllen und auch ein drittes Mal. Als sie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verstummten plötzlich die Glocken in der Ferne und der Fels verschloß sich unter fürchterlichem Getöse.

Fast zu Stein geworden vor Schrecken über dieses plötzliche Ereigniß, stand Marthe dem Steinblocke gegenüber, welcher sie von ihrem Kinde trennte. Ihre Augen waren weit aus dem Kopfe herausgetreten, ihr Mund zu einem Schrey geöffnet, den aber die Todesangst, welche ihr in diesem Augenblick das Mutterherz umkrallte, in der Kehle ersticke. Lautlos sank sie nach einigen Sekunden neben dem Haufen Goldes nieder.

Sie mochte noch einige Stunden in ihrer Betäubung dort gelegen haben, denn die Sonne sandte be-

reits ihre Strahlen senkrecht auf ihr Haupt, als sie ihre Besinnung wieder erlangte. Mit wildverzogener Miene raffte sie sich von der Erde auf, rannte gegen den Felsblock und schrie, indem sie denselben umklammerte: „Mein Kind! — Herr des Himmels, gib mir mein Kind wieder. Nimm alles, alles zurück; ich will arm bleiben mein ganzes Lebenlang, nur gib mir mein Kind, mein Kind!“

Marthe hatte sich die Hände wund geschunden an dem Steine, aber dieser blieb verschlossen, kein zweites Wunder geschah um ihr das Kind zurückzugeben und laut schluchzend und sich das Haar raufend, wälzte sich die unglückliche Mutter auf der Erde. — Endlich hatte der Schmerz sie erschöpft; mit den starren Blicken der Verzweiflung sah sie bald auf den fürchterlichen Felsblock, bald zum Himmel empor, der ihre Noth geendet, aber ihr das Kind, ihr Theuerstes, genommen hatte.

Der Nachtwind, welcher kalt über die Fläche strich, die allmählig das Dunkel der Nacht umhüllte, erfrischte ihre erschöpften Lebensgeister wieder. Thränenlos und stumm, gleich einer Irren, raffte sie die Münzen in ihre Schürze zusammen und schleppte sich zurück nach Klentnik. — Der Verlust ihres Kindes ließ Marthen jedoch keine Ruhe finden; schon am nächsten Morgen eilte sie wieder nach Nikolsburg, wo sie sich einem Priester zu Füßen warf, dem sie das Vorgefallene mittheilte, und um Rath in ihrem großen Trübsal suchte.

Der Priester ermahnte sie mit väterlichen Worten, sich mit Geduld und Demuth in die Fügungen des Herrn zu schicken, den Schatz aber, den sie in dem Vortichlein gefunden, zum Baue eines neuen Gotteshauses zu verwenden. Marthe besorgte getreulich den Rath des frommen Mannes; verwendete ihren Schatz zum Baue einer Kirche in Nikolsburg, zu welcher daselbst sogleich der Grund gelegt wurde und lebte hinfört nur dem Gebete und der Hoffnung auf eine künftige Vereinigung mit ihrem Kinde.

Auf diese Weise entschwand ihr ein Jahr voll stiller bitteren Harms und Ostern brach wieder heran. Da faßte Marthe den Entschluß, am Ostersonntage sich wieder zu dem Felsblocke zu begeben, während die Osterglocken erklingen, um die Gebeine ihres armen Kindes zu holen, und diese nach christlichem Gebrauche zu begraben.

Mit blutendem Herzen machte sich Marthe an dem benannten Tage auf den Weg; die Glocken erschollen ihr wie ein Grabgeläute; kaum konnte sie sich weiter schleppen. Jetzt hatte sie den Felsen erreicht, welcher abermals von oben bis unten zerklüftet war. Dieser Anblick gibt ihren Gliedern plötzlich wieder Kraft. Mit Wüthesschnelle stürzt sie in die Höhle; ihre Blicke fliegen in der Runde umher, die theuern Ueberreste suchend. — Herr des Himmels! — ihr Kind sitzt frisch und lebendig neben dem Vortich und streckt ihr lächelnd seine Händchen entgegen. Außer sich vor Wonne, reißt sie das wiedergegebene Knäblein an ihre Brust, mit heißen Thränen

seine Wänglein waschend. Kaum glaubt sie, daß es Wahrheit ist; sie schluchzt und lacht zugleich, hebt das Kind empor zum Himmel und läßt ihren Dank, denn sprechen kann sie nicht.

Endlich gewinnt Marthe ihre Sprache wieder und befragt das Kind, wie es möglich gewesen, daß es in der Höhle nicht umgekommen. Da aber erzählt ihr das Knäblein, daß während der Nacht, welche es in der Höhle zugebracht zu haben vermeinte, eine schöne hohe Frau gekommen sei, die einen Lichtkreis um das Haupt gehabt; diese habe ihm Aepfel und Spielzeug gebracht und ihm auch versprochen, die Mutter würde bald wieder kommen, um es abzuholen; nur müsse es recht fromm seyn und beten; das habe es denn auch gethan, und da sei auch endlich die Mutter wieder gekommen.

Eine tiefe Nührung kam während der Erzählung des Kindes über das Mutterherz der frommen Marthe, als die Glockentöne heller als früher und fast wie mit mahrender Stimme an ihr Ohr klangen.

Eiligst faßte Marthe ihr Kindlein, denn sie sah, daß es die höchste Zeit zur Flucht sei und verließ mit ihrer theuren Last die Höhle. Sie war aber noch keine zwanzig Schritte von dieser entfernt, da schwiegen die Glocken und mit lautem Krachen schloß sich die Fesselspalte.

Marthe lebte mit ihrem Knäblein hinfort ein frommes, gottesfürchtiges Leben und dankte noch oft in der Kirche, die sie in Nikolsburg gebaut hatte, und die zu St. Lauretta genannt wurde, auf ihren Knien für die wunderbare Rettung ihres Kindes. — Der Böttichstein aber soll sich seit dieser Begebenheit, welche ihm den Namen gab, nicht wieder geöffnet haben.

Der graue Kobold.

(Wendische Volkssage.)

Vor vielen, vielen Jahren lebte bei Kamenz ein armer Hirt fromm und gottesfürchtig, der kaum so viel hatte, seinen Hunger zu stillen und seine Blöße zu bedecken. Er hatte einen bösen Herrn, der ihm seinen kargen Lohn sauer verdienen ließ, und unter manchem Vorwand ihm Abzüge machte. Doch Janiel ertrug alles in Ergebenheit und murkte nicht.

An einem schönen Sommerabende trieb er einst sein Vieh nach dem Maierhofe, da brach ein Bär aus den Fichteln und warf sich auf die schönste Färsche der ganzen Heerde; er schlug sie mit den Zähnen nieder, packte sie mit dem Rachen und trug sie davon wie ein schwaches Lämmchen. Janiel hatte keine Waffen als seinen Hirtenstab; doch warf er sich auf den Bären, schlug ihn auf den Kopf und wollte ihm seinen Raub abjagen. Der aber sah ihn ein wenig von der Seite an, krummte und trabte gemächlich weiter, ohne sich aufhalten zu lassen.

Als Janiel betrübt nach Hause kam, hätten ihr das

Fluchen des Maiers hören sollen. In seiner Wuth jagte er Janiel zum Hofe hinaus, er schrie unter vielen Scheltreden und Schlägen: „Suche dir heute noch einen Dienst, wo du willst, meintwegen beim Teufel oder beim grauen Kobold. Deinen fälligen Lohn behalte ich für den Schaden, den du angerichtet. Packe dich und läßt du dich noch einmal sehen, so lasse ich dich mit Hunden vom Hause hehen.“

Es war Nacht als Janiel ohne Mahl und Obdach ins Freie kam. Er warf sich in ein nasses Kleeefeld und weinte die ganze Nacht bitterlich. Sollte er erhungern, oder wie ein Bettler von Haus zu Haus ziehen? Nein, lieber sterben. Er wollte, er mußte seinem elenden Leben ein Ende machen.

Am andern Morgen tönte mit dem ersten Tagesgrauen vom nächsten Dörfchen festliches Glockengeläute herüber. Es war das Johannesfest. Janiel raffte sich auf, verweint und vom Nachthau erstarrt und schwankte herüber in die Kirche. Auf dem Kirchhofe betete er auf dem Grabe seiner Mutter, und wartete bis die Kirche geöffnet wurde. Nach der Kirche besuchte er seine lahme Schwester, die ein Bauer aus Barmherzigkeit zu sich genommen hatte, und gegen Mittag machte er einen Weg auf's Feld hinaus, den lekten, sagte er sich selbst ruhig.

Über Raine und Fußsteige kam er auf die Höhe des Reinhartsberges, eines flachgeschweiften Hügels bei Kamenz. Hier stand ein knorriger Ebereschenbaum, unter dem er so gerne gefessen war, im Abendlichte auf den zweitönigen Pfeife von Weidenrinde blasend, während die Heerde friedlich um ihn her graste. Jetzt stand er zum lekten Male an dieser Stelle und sah in das weite Land hinaus, unter sich die Stadt Kamenz, auf der andern Seite freundliche Dörfer und rings so weit das Auge reichte, Felder, Wiesen, Teiche und schwarzen Wald. Im nächsten Dorfe schlug der Blöckner schon zu Mittag an, und auf allen Rauchfängen kräufelte sich friedlich der Rauch empor. Der hellste Sonnenschein war über das Land ausgegossen, und eine feierliche ernste Sonntagstille ruhte auf ihm.

Jetzt schlug die Hauptkirche in der Stadt zwölf; es wurde still wie in der Götterstunde, selbst die Grille im Grase zirpte nicht, und das Lüftchen im Laube säufelte nicht. Janiel kniete nieder und sprach ein kurzes Gebet; dann löste er seinen Gürtel, band ihn an den stärksten Ast, schlang die Schleife und empfahl seine Seele dem Himmel.

Da loderte plötzlich dicht vor ihm eine kleine bläuliche Flamme aus der Erde auf, die immer höher und höher aufwuchs und doch nicht einmal die Spitzen des wackelnden Grases versengte. Endlich gestaltete sie sich zu einer kleinen Mannesfigur, gebückt, mit langem Barte und überhängenden Augenbrauen, in ein dunkelgraues Gewand

gekleidet. In der Rechten hielt sie einen großen Schlüssel. Janiel erkannte die Erscheinung sogleich, denn er hatte sie von seiner Großmutter und in allen Spinnstuben unzählige Male beschreiben hören, er wußte, daß es der graue Kobold von Kamenz war, der den Menschen, so gerne er sie neckt und äßt, doch zuweilen von seinen unermesslichen Schätzen mittheilt, aber nur an diesem Tage zur Mittagsstunde. Jetzt stieg die fröhliche Hoffnung vor ihm auf; er faßte sich und entschloß sich, das Abenteuer bis zu Ende zu bestehen, denn verlieren konnte er nichts.

Er trat still und stumm vor die Gestalt und verlangte durch Zeichen den Schlüssel. Das Männchen gab ihm diesen und versank alsogleich spurlos in die Erde, Janiel wandte sich nun mit dem Schlüssel gegen Morgen. Als er an den Bergesabhang trat, stürzte die Erde hinab und zertrümmertes Gemäuer, darin eine schwere Eisenthüre, ward sichtbar. Er trat hinzu, steckte den Schlüssel hinein und stehe — er paßte. Die Thüre öffnete sich rasselnd und Janiel trat mit Ersauern in ein weites dumpfes Gewölbe. An der Decke hing ein Karsunkel und warf ein mattes Licht auf die Schätze — Silberstücke, Goldmünzen und Stangen, Edelsteine und köstliches Geschmeide — die in drei großen Braupfannen lagen. Janiel zog einen Schuh aus und warf ihn in die eine Pfanne. Dann verließ er das Gewölbe; denn wer in dieser feierlichen Geisterstunde einen Schatz berührt, der muß sterben. Die eiserne Thüre verschloß Janiel sorgfältig von außen, und den Schlüssel steckte er ein. Nun stieg er den Berg hinab, und hörte die Erde sich über der Thüre wieder schließen.

Am Abend war Janiel mit einem Schubkarren und einem Spaten wieder auf dem Platze. Genau an derselben Stelle grub er und bald tönte sein Spaten auf der eisernen Thüre. Er räumte die Erde hinweg, öffnete das Schloß, trat in das Gewölbe und füllte seinen Schubkarren mit Schätzen, für die er in jenen Zeiten eine Grabschacht hätte kaufen können. Nur eine Braupfanne, in welcher sein Schuh lag, stand noch da, die andern beiden waren in die tiefsten Klüfte versunken. Von der einen Pfanne nahm Janiel kaum den zehnten Theil; noch immer sind unermessliche Schätze dort zu heben. Unterdessen war es finster geworden; Janiel schob langsam den schweren Schubkarren den Berg hinunter. Dicht hinter ihm dröhnte es, wie der schwere ferne Tritts eines Geharnischten; Janiel sah sich nicht um. — „Heda! guten Abend, Freund!“ rief ihn plötzlich eine rauhe Stimme an. Janiel blieb stumm und fuhr weiter. Auf dem Berge heulte ein Wolf. Janiel hörte ihn den Abhang heruntertraben und bellend und heulend bis dicht hinter seine Füße fahren; er blieb standhaft. Es zischte und rollte hinter ihm, eine rothe Flamme fuhr aus der Erde heraus bis zum Himmel. Janiel betete leise, und war schon den Berg zur Hälfte herabgefahren. Jetzt wurde der Himmel schwarz, wie ein Leichengewölbe, er erkrachte von Donnerschlägen als wollte er einbrechen,

ganze Feuerfäulen fuhren vom Himmel hernieder und von der Erde zum Himmel hinauf. Ein blaues Leuchten lief über den Berg. Es dröhnte und rollte in den Eingeweiden der Erde, sie bebte, ihre Grundfesten erzitterten. Der Sturm raste und heulte in den Lüften, bleiche Schatten, ein wilder Geistertanz wirbelten um Janiel; ungeheuerliche seltsame Stimmen riesen hinter ihm furchtbare Laute des Entsetzens, wie sie keines Menschen Ohr je gehört. Das Reich des Abgrunds schien gekommen und die Natur im Todeskampfe zu ächzen. Janiel's Herz wurde Eis, und doch fand er in seiner Verzweiflung Muth genug, keinen Blick hinter sich zu werfen, keinen Anstuf auszustößen. Er war nur noch vierzig Schritte von der Flurmark, einer Marterssäule, zu welche der Hügel sich jetzt steiler hinablenkte. Auf einmal hörte der Aufbruch der Elemente auf; es war grabesstill. Janiel's Haar sträubte sich vor Schauer. Da hörte er ganz von weitem eine Stimme, die gebrochene, verloschene Stimme seiner armen Schwester seufzen: „Janiel! ach mein Janiel!“ Janiel wandte sich.

Doch ehe er sich wenden konnte, glitt sein Fuß auf dem Hange, der vom Thau schlüpfrig geworden; er rollte bald über, bald unter seinem Schubkarren den Hügel hinab. Seine Sinne vergingen. — Als er zu sich kam, war es noch Nacht; er lag neben der Marterssäule, weithin um ihn zerstreut seine Schätze. Der hellste Mondschein lag auf dem Felde. Janiel erhob sich, seine Glieder waren wie zerbrochen; dennoch sammelte er das Gold und die Kleinode wieder in seinem Schubkarren, und schob ihn unter Schmerz und Mühseligkeit in sein Dorf, wo er noch vor der Dämmerung ankam.

Daß Janiel fernerhin in Glück und Freude lebte, brauche ich nicht erst zu erzählen. Er nahm seine Schwester zu sich und vergalt dem Bauer reichlich was er an ihr gethan.

Alle Aemen segneten seinen Namen.

Der filzige Maier wollte vor Gift bersten, als er das Glück seines ehemaligen Hirten sah. Wie Janiel zu seinen Schätzen gekommen, war kein Geheimniß. Der Mann hatte kein anderes Sinnen und Trachten, als wie er die unermesslichen Schätze heben könnte, die im Berge lagen. Der nächste Johannistag war gekommen. Vormittag ließ der Maier einen Wagen mit vier Ochsen anspannen und fuhr mit Fässern, Säcken, Schaufeln und Brecheisen auf den Reinhardtberg. Es schlug zwölf; der graue Kobold zeigte sich wie vor einem Jahr, der Maier erhielt den Schlüssel und trat ins Gewölbe. Die drei Braupfannen funkelten voller Gold und Edelsteine; dem Maier hüpfte das Herz im Leibe; er konnte seine Bier nicht zähmen, trat herzu und wühlte mit beiden Händen in den köstlichen Schätzen. Ein Donnerschlag erschütterte das Gewölbe, die Pfannen versanken in die Erde. — Nach einigen Stunden fand man am Berge die Leiche des Maiers; das schwarze Gesicht war in den Nacken gedreht.